

Kein Wind mehr. Kein Regen. Nach einem kurzen Augenblick, an dem Blätter und Äste umherwirbeln, vielleicht Mülltonnen umfallen, beruhigt sich alles wieder. Es passiert doch nichts.

Was wirkt, wie ein vorbeiziehendes Unwetter, kann nach der sprichwörtlichen Ruhe vor dem Sturm schnell umschwingen. Die Beruhigung ist oft ein Indiz für ihr Gegenteil, für das, was bevorsteht. Dennoch können wir aus diesem Moment der Ruhe die darauf folgende Situation nicht einholen. Sich *vor einem Sturm*, also zeitlich davor, zu befinden, bedeutet, den Sturm gedanklich vorwegzunehmen. Die Auswahl von Künstler*innen aus vergangenen Open Calls der 5020 ließ mich verstärkt nach dieser Erwartungshaltung an bekannte Situationen und Phänomene fragen. Ich wusste, dass ich Künstler*innen auswählen muss, um eine Ausstellung zusammenzustellen. Trotzdem entstand die Unsicherheit und Unabwägbarkeit dessen, wie eine Ausstellung aussehen würde, in der ich keine einzige künstlerische Position vorher kannte. Gewöhnlich sind mir die ersten künstlerischen Positionen für eine Ausstellung bereits aus bereits Erlebtem bekannt. Die Unsicherheit zum Thema zu machen und in der Auswahl der Positionen offen für Arbeiten zu bleiben, die Künstler*innen in Auseinandersetzung mit dem Thema vorstellen, wurde diese Mal also zum Teil des Prozesses; ebenso wie die Einladung des Kollektivs Tuna-Locci, das Ausstellungskonzept im Stadtraum zu reflektieren und eine weitere unsichere Komponente hinzuzufügen.

Die Metapher steht in dieser Ausstellung für das Bekannte, das sich je anders manifestiert: das Erlebnis eines Sturms kann immer anders wirken und sich anders auswirken. Diese Formulierung deutet eine philosophische Idee aus der Phänomenologie an: Bei den Denker*innen dieser Tradition zeigt sich im Anderen die Undurchdringbarkeit fremder Subjektivität. Wir erschließen oder bemerken sie gar erst durch symbolische Formen im Alltag, vom Fußabdruck bis zum Theaterstück. Die Figur des ‚Anderen‘ kann aber genauso zu einer Projektion werden, die das Fremde und Unbekannte zusammenfasst, und bildet damit den Ausgangspunkt für Diskriminierung und Ausgrenzung. Der Sturm in dieser Ausstellung ist Teil der Suche nach einem Bild für ein anderes Anderes, nicht so definiert und klar umrissen; angestoßen von dem oben beschriebenen Auswahlprozess: Der Umweg über das Wetter soll das Bekannte, immer Wiederkehrende hervorheben, das jedoch stets als etwas Neues, Überraschendes und Anderes in Erscheinung tritt.

In der Literatur und in Popsongs wird der Sturm häufig als Bild verwendet. Während in Fontanes *Vor dem Sturm* recht verschlungen mit individuellen Geschichten politische Entwicklungen vor einem Krieg aufgezeichnet werden, nutzt Peter Handke in *Immer noch Sturm* die Metapher, um das nicht endende Erbe seiner Vorfahren aus unterschiedlichen Kriegen zu thematisieren. Erst spät kam ich auch auf Georg Danzers *Die Ruhe vor dem Sturm*, ein Lied, das einen bevorstehenden Aufstand andeutet, während dieser im Songtext schon niedergeschlagen wurde. So unterschiedlich die Hintergründe und Motive hinter den Texten, sind sie doch vereint in dem, wie politisch eine Metapher des Nicht-Vorherzusehenden ist. Der Sturm steht aber immer retrospektiv für etwas, was nicht vorweggenommen werden konnte; eine Last, die durch vorhergehende Ereignisse entsteht und nicht abzuwenden ist. Selbst bei Danzer ist „die Ruhe nach dem Sturm / nur die Ruhe vor dem Sturm“. Aber kann die Metapher eines Naturereignisses überhaupt die Unabwägbarkeiten menschlicher Entscheidungen spiegeln? Werden diese dann nicht zum Schicksal?

Gemeinsam mit den Künstler*innen dieser Ausstellung sollte die Frage daher in die andere Richtung gestellt werden, wo wir noch nicht wissen, was uns erwartet. Es geht nicht um den Sturm als Bild für das, was wir tun, sondern um uns, die den Sturm kommen sehen, antizipieren, und die aus der Perspektive der Unsicherheit heraus interpretieren und agieren.

Die künstlerischen Positionen schärfen den Blick auf Bekanntes und als bekannt Vorausgesetztes in einer Weise, die die potenzielle Offenheit der Welt für neue Sichtweisen auf diese Elemente aufzeigt. So illustrieren die Arbeiten von Žarko Aleksić die abstrakte Differenz zwischen einem Gedanken und

den damit verbundenen neurophysiologischen Vorgängen. Ausgehend von diesem Problem der Neurowissenschaften entstehen immer neue Überschneidungen zwischen Gehirnschans und aktuellen politischen und lebensweltlichen Fragen. Doris Bujattis Kornkreis-Flokatis öffnen einen verborgenen Kosmos an privaten Mythologien; wenn wir an die Interpretationen von Kornkreisen durch Erich von Däniken und andere denken, wie diese durch Außerirdische als Symbole erschaffen wurden, und uns diese Elemente plötzlich in einem Wohnzimmer vorstellen. Alexander Glandien unterzieht die Reisedokumentationen Alexander von Humboldts einer Revision, wenn er dieselbe Reise durch Südamerika nochmals antritt. Sein künstlerisches Forschungsprojekt ist geprägt von einer Suchbewegung, die während der gesamten Reise offen für Kleinigkeiten im Alltag sowie spannende lokale Initiativen ist. Sein Text in dieser Zeitung geht auf einige Hintergründe ein, die in der Ausstellung nur angedeutet werden. In Marie-Andrée Pellerins Arbeiten bekommen wir Einblick in mögliche andere Sprachwelten und Lebensformen. Der Text in dieser Zeitung ist Teil eines Projekts, das aktuell entsteht und das in der Ausstellung bereits teilweise zu hören ist. Andrea Lüth schafft in Malerei, Zeichnung und Skulptur diejenigen Irritationen, die in dieser Ausstellung mühsam ausgegraben werden, mit Leichtigkeit. Kleine Eingriffe oder das Hervorheben von winzigen Elementen des Alltags lassen einen plötzlich über den möglichen Bedeutungswandel in etwas Bekanntem nachdenken.

So wie es unmöglich ist, alle Phänomene eines Sturms schon vorneweg zu fassen, spart die Ausstellung Ideen der Konstruktion des Anderen aus und wird eher zur Meditation über die gedanklichen Voraussetzungen: In unterschiedlichen Annäherungen wird die Anpassung, die hinter vermeintlicher Andersheit steckt, sowie die Abweichung, die sich im Bekannten verbirgt, gezeigt. Ich habe etwa auch keine Ahnung vom Fischen. Irgendwann habe ich aber gehört, dass vor einem Unwetter die Fangquote steigt. So wurden Häufungen von Fischen für mich zu einem Anzeichen für das, was diese selbst nur vermuten. Oft unterscheiden wir gar nicht mehr zwischen Antizipation und Verwirklichung – wenn etwa das Zeichen übersetzt wird und nur vermittelt für das steht, was wir ahnen. Das bringt mich zurück zur Unsicherheit, die hilft, mehr als die angedachten Optionen zu erwägen. Ob die Ruhe vielleicht nicht für einen Sturm stehen oder das Unwetter ganz anders sein könnte. Wie können wir etwas Unbekanntes denken? Wie erwarte ich Unerwartetes? Durch die vermehrt auftretenden und stärker werdenden Unwetter – aber genauso durch die in den Literaturbeispielen angedeutete Verbindung zu Kriegsmetaphern – bekommt die Ausstellung im Titel eine Dringlichkeit, die anfangs nicht intendiert war. Auf einer abstrakteren Ebene über diese Momente nachzudenken, erlaubt uns in dieser Ausstellung aber, die Unabwägbarkeit des Moments *vor einem Sturm* als Möglichkeit im Denken zuzulassen. Nicht direkt von einer Situation auf die nächste zu schließen, sondern bewusst einen Schritt zurückgehen und sich überraschen zu lassen oder absurde Alternativen im Denken zuzulassen. Die Verbindungen, die in dieser Ausstellung entstehen, ermöglichen eben diesen Denkraum und lassen eine neue Unsicherheit zu, die vor einem – zumindest diesem metaphorischen – Sturm eine Qualität sein kann.

Maximilian Lehner